

## Bemerkungen zu den Formen gesprochener Sprache

Von Hermann Bausinger

Nicht ohne Ironie hat Eugenio Coseriu vor kurzem darauf hingewiesen, daß die Sprache nicht durch die Sprachwissenschaft funktioniert, sondern durch die Sprecher – und daß es deshalb angebracht sei, die Meinung der Sprecher in sprachwissenschaftliche Überlegungen einzubeziehen.<sup>1</sup> So liegt es nahe, auch über die Formen gesprochener Sprache *in* der gesprochenen Sprache Aufschlüsse zu suchen; es wäre immerhin denkbar, daß sich hier korrekte Bezeichnungen für bestimmte Formtypen der gesprochenen Sprache entwickelt haben, daß die wirklich gravierenden Unterschiede terminologisch erfaßt werden, und daß sich eine Art populärer Typologie herausgebildet hat. Tatsächlich gibt es nun zwar eine verhältnismäßig große Zahl von Benennungen gesprochener „Sprachen“; aber schon ein flüchtiger Blick auf diese Benennungen zeigt, daß sie sich keineswegs zu einer auch nur skizzenhaften Typologie ergänzen.

Greifen wir die vielleicht gängigsten Bezeichnungen auf: *Kindersprache*, *Teenagersprache* und *Twensprache*, *Vereinssprache*, *Verwaltungssprache*, *Sportsprache*, *Soldatensprache*. Überblickt man diese Liste, so wird sofort deutlich, daß die Benennungen keineswegs von der gleichen Ebene stammen. Sie gehören zu verschiedenen Bezugssystemen, und keines dieser Bezugssysteme ist ganz ausgefüllt: man redet zwar allgemein – wenn auch sehr Verschiedenes darunter verstanden werden kann – von der Kindersprache; dagegen ist der Begriff der Erwachsensprache nicht geläufig, obwohl diese doch einen entschieden größeren Raum einnimmt. Überhaupt werden die gewissermaßen statistisch orientierten oder begründeten Erwartungen von dieser Reihe enttäuscht. Sicher unterscheidet sich die Sprache der Frauen

<sup>1</sup> Der Mensch und seine Sprache. Tübinger Ringvorlesung am 7. Juli 1966.

auch heute noch von derjenigen der Männer; noch immer gibt es Sachgebiete, die fast nur für Frauen von Bedeutung sind – vor allem, aber keineswegs ausschließlich, die Dinge und Vorgänge im Haushalt – und so deren Wortschatz entscheidend prägen. Darüber hinaus haben syntaktische und stilistische Untersuchungen ergeben, daß hier bei einer Reihe von Erscheinungen das Geschlecht der wichtigste Unterscheidungsfaktor ist<sup>2</sup>, daß also etwa der Gebrauch von Konjunktionen bei Männern und Frauen erhebliche statistische Unterschiede aufweist. Trotz dieser – teils offenkundigen, teils untergründigen – Differenzen wird aber die Sprache der Frauen nicht eigens bezeichnet; *Damenrede* ist bekanntlich etwas anderes, und das Schwäbische Wörterbuch beispielsweise verzeichnet zwar *Weibergeschwätz*, *Weibergeschrei*, *Weibergewäsch*, *Weiberluge* (= lüge), *Weibermaul*, *Weiberzang*<sup>3</sup>, nicht aber „Weibersprache“.

Die „Sprachen“, die gängigerweise bezeichnet werden, zeichnen sich nahezu alle durch Besonderheiten und Abweichungen aus – fast drängt sich der von Hugo Steger in etwas engerer Bedeutung gebrauchte Begriff „Antisprache“<sup>4</sup> auf –, sie führen jedenfalls weg vom breiten Normalbereich: *Kindersprache* ist noch nicht richtige Sprache, sie ist charakterisiert durch phonetische Unzulänglichkeiten, durch das Stimmeln und durch Fehler. Die *Teenagersprache* ist eine von modischen Elementen durchsetzte, vor allem lexikalisch geprägte Kontrastsprache. *Vereinssprache* zeichnet sich aus durch einen bestimmten, wenig alltäglichen Wortschatz – der strapazierte „Idealismus“! – und durch eine bestimmte Darbietungsform; es ist die Sprache der öffentlichen Rede in einem gehobenen, aber nicht voll beherrschten Ton. *Verwaltungssprache* läßt weniger an den internen Bereich der Verwaltung denken, sondern an die Übergriffe; es geht dabei weniger um die verwaltenden Organe als um die „verwaltete Welt“.<sup>5</sup> *Sportsprache* und *Soldatensprache* orientieren sich an Lebensbereichen, von denen zweifellos eine große Strahlkraft ausgeht, die aber eben doch auch wieder ganz besondere Bereiche sind. Kurz: Einfach übernehmen können wir diese Begriffe nicht; für eine Typo-

<sup>2</sup> Vgl. das Kurzreferat von Arno Ruoff: Syntax und Stil der gesprochenen Sprache in Südwestdeutschland (Inhaltsangabe der auf der Herbsttagung 1965 des Instituts für deutsche Sprache gehaltenen Referate, S. 3f.).

<sup>3</sup> Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, VI/1, Sp. 561–564.

<sup>4</sup> Gruppensprachen. Ein methodisches Problem der inhaltsbezogenen Sprachbetrachtung, in: Zs. f. Mdaf., XXXI. Bd. 1964, S. 125–138; s. S. 136.

<sup>5</sup> Vgl. Karl Korn: Sprache in der verwalteten Welt. Frankfurt 1958.

logie der gesprochenen Sprache bieten sie keine unmittelbare Handhabe.

Trotzdem sollten aus diesem Sprachgebrauch einige Folgerungen gezogen werden. Zunächst: So deutlich sich diese Bezeichnungen an Kontrasten, an Anomalien im weiteren Sinne orientieren – es darf doch angenommen werden, daß die ausdrückliche Bezeichnung als ‚-sprache‘ diesen Formen nicht zukäme, wenn es sich dabei um ganz und gar periphere Erscheinungen handelte. Die populäre Terminologie zeigt hier offenbar Verständnis dafür, daß sich in solchen Randbezirken besondere Kräfte entfalten, daß auch im Modischen wesentliche Energien liegen, die bei einer dynamischen Sprachbetrachtung nicht ignoriert werden sollten. Außerdem sollte auch das zunächst hinderliche Phänomen akzeptiert und verwertet werden, daß die populären Bezeichnungen sich nach verschiedenen Orientierungspunkten richten, und daß sie in verschiedenen Bezugssystemen stehen. Zum Teil beziehen sie sich auf die Sprecher, die in Gruppen gesehen werden; aber der Gruppencharakter ist dabei formal gar nicht leicht zu beschreiben. Es sind nicht eigentlich aktuelle Gruppen – oder soweit sie aktuell in Erscheinung treten wie etwa eine kleine ‚Gang‘ von Teenagern, stehen sie doch in einem überaktuellen Zusammenhang, der, obwohl der Begriff der Schicht nicht ohne weiteres anwendbar ist, geradezu an die berühmte Definition der sozialen Schicht durch Joseph Alois Schumpeter erinnert: Die soziale Schicht sei ein Omnibus – immer besetzt, aber von Haltestelle zu Haltestelle mit wechselnden Fahrgästen.<sup>6</sup> Dieser Hinweis klärt nichts – er ist eher als Vorgriff auf die nachher noch anzudeutenden Schwierigkeiten gedacht, die mit der Unbestimmtheit und Vielschichtigkeit der sozialen Verhältnisse zusammenhängen. In einen Teil der erwähnten Begriffe sind aber nicht nur Angaben über die Sprecher, sondern auch über die Gesprächspartner eingegangen – so schließt etwa ein Begriff wie Kindersprache auch die Adressaten der Rede ein, denn Kindersprache reden ja nicht nur Kinder, sondern vielfach auch Erwachsene gegenüber Kindern. Außerdem bezeichnen die ‚Sprachen‘-Begriffe verschiedene Sachbereiche, erinnern an bestimmte Darbietungsformen und beziehen so im weiteren Sinne die „Situation“ ein, implizieren Ziele und Funktionen einer Redeform.

Diese Mehrdeutigkeit und Mehrdimensionalität komplizierter Art, die bei der Überprüfung der populären Bezeichnungen sichtbar wird,

<sup>6</sup> Imperialism and the Social Classes. New York 1951, p. 164f.

ist ein grundsätzliches Datum; sie gilt auch für den Raum diesseits der Kontrastsprachen, für den normalen, alltäglichen Sprachbereich; und das Problem dieser Mehrdimensionalität muß gelöst werden, wenn wir zu einer einigermaßen verbindlichen Einteilung der gesprochenen Sprache kommen wollen. Genau dieses Problem ist es aber, das in den Untersuchungen zur gesprochenen Sprache im allgemeinen von dem Schlagwort *Umgangssprache* eher zugedeckt als aufgeworfen wird. Der vage Begriff Umgangssprache hat verschiedene Bezugsrichtungen; er impliziert mindestens eine räumliche Vorstellung – nicht mehr Dorf- oder Ortssprache und noch nicht Gemeinsprache – und eine soziale Vorstellung – nicht mehr grundschriftliche und noch nicht oberschichtliche Sprache –. Nicht das allein macht die besonderen Schwierigkeiten genaueren Verständnisses aus, daß diese Zwischenbereiche jeweils sehr weit sind und deshalb eine präzisere Untergliederung verlangen; die Schwierigkeit liegt vielmehr vor allem in dem wenig geklärten Verhältnis zwischen dem räumlichen und dem sozialen Aspekt. Das wissenschaftliche Operieren in dem Bereich zwischen Mundart und Hochsprache ist über weite Strecken der Versuch, geographische und soziologische Perspektiven zur Deckung zu bringen. Eberhard Zwirner machte darauf aufmerksam, daß schon Goethes Begriff des „Provinzialismus“ mit dem Gedanken sozialer Dichotomie, sprachlich von der Kunstform der Bühnensprache überwölbt, verknüpft ist.<sup>7</sup> In neueren Arbeiten werden gelegentlich die kritischen Umschlagsplätze hervorgehoben, die sowohl die räumliche wie die soziale Mittelstellung verkörpern; Hugo Moser weist beispielsweise hin auf das Bürgertum der Städte, das zur Ausbildung der Umgangssprache wesentlich beitrug<sup>8</sup>, und verschiedentlich wird mit dem konkretisierenden Terminus „Honoratiorensprache“ gearbeitet – zuletzt von Gerhard Cordes, in dessen sorgfältig differenzierendem Schema sich die Bezeichnung „Honoratiorendeutsch“ zwischen überwiegend räumlich bestimmte Termini schiebt.<sup>9</sup> Konsequenterweise werden in derartigen Schemata in zunehmendem Maße die fließenden Übergänge betont; Cordes wählt absichtlich eine Siebenzahl von Unterteilungen, um damit an den Regenbogen zu erinnern – ein Bild, das schon Hermann Fischer, freilich unter sprachgeographischem

<sup>7</sup> Diskussionsgrundlage zum Kolloquium über „Sprachschicht“ im April 1964.

<sup>8</sup> Mundart und Hochsprache im neuzeitlichen Deutsch, in: Der Deutschunterricht, 8. Jg. 1956, H. 2, S. 36–61; s. S. 51f.

<sup>9</sup> Zur Terminologie des Begriffs ‚Umgangssprache‘, in: Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag. Berlin 1963, S. 338–354.

Bezug, in seiner ungedruckten Tübinger Antrittsvorlesung von 1888 verwandt und mit der grundsätzlichen Bemerkung versehen hatte: „Es ergibt sich zunächst nirgends das, was der Naturforscher eine gut charakterisierte Species nennt, sondern eine zusammenhängende Reihe von Varietäten“.<sup>10</sup>

Einen methodischen Vorstoß zur Trennung der Betrachtungsweisen unternahm Ulrich Engel, indem er die sorgfältige Unterscheidung von räumlich gesehenen „Sprachkreisen“ und sozial gesehenen „Sprachschichten“ empfahl.<sup>11</sup> Die theoretischen Perspektiven waren damit säuberlich getrennt, und zweifellos bedeutet der Vorschlag Engels einen Schritt zur terminologischen Klärung gerade auch in den sprachlichen Zwischenbereichen zwischen Mundart und Hochsprache. Aber beim Versuch der Anwendung solcher Begriffe zeigt sich sehr schnell – und dies tangiert dann doch auch wieder die theoretische Konzeption! –, daß weder Sprachkreise noch Sprachschichten in einigermaßen konturierten Formationen greifbar sind. Diese Feststellung ist der Ausgangspunkt für die folgenden, teils kasuistischen, teils theoretischen Erörterungen, die freilich über Andeutungen und Thesen kaum hinausgehen, da eine ausführliche und detaillierte Behandlung des ganzen Fragenkreises vorgesehen ist.

1. Im 5. Band seiner Reisebeschreibung bringt Friedrich Nicolai eine hübsche Anekdote zum Problem der Umgangssprache.<sup>12</sup> Er berichtet, wie eine bayerische Gräfin von einer österreichischen zurechtgewiesen wird: „Liebe! Solltens halt nit so schlecht deutsch sprechen. Sprechen immer die *Koaserinn*, muß haaßen die *Kaaserinn*.“ Dies ist ein Beleg für die Umgangssprache – Nicolai selber sagt „Konversationssprache“ – früherer Jahrhunderte; und zwar ein Beleg, in dem sich Umgangssprache eindeutig als genormte, in einer bestimmten Sprachlandschaft im – sozial – gehobenen Gespräch verbindliche Sprachform erweist. Diese regionale Normierung scheint nun aber weitgehend von der relativen Geschlossenheit des betreffenden Verkehrsgebietes und vor allem auch von der Existenz eines normgebenden Zentrums abzuhängen; es ist wohl nicht zufällig, daß sich sowohl für das Bayrische

<sup>10</sup> Über Wege und Ziele der Dialektforschung. Manuskript (UB. Tübingen Md 884), S. 9.

<sup>11</sup> Sprachkreise, Sprachschichten, Stilbereiche, in: Muttersprache, 72. Jg. 1962, S. 298–307.

<sup>12</sup> Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781; 5. Bd., S. 306.

– mit dem Zentrum München – wie für das Österreichische – dank der Strahlkraft Wiens – eine solche Regionalnorm noch immer bis zu einem gewissen Grad annehmen läßt, während sie in vielen anderen Landschaften bis ins letzte fragwürdig geworden ist. Darüber hinaus hat es den Anschein, daß die Normierung gar nicht immer den gesamten Sprachbestand betraf, daß vielmehr in vielen Fällen zum Teil aus innersprachlichen und zum Teil aus sprachsoziologischen Gründen eintrat, was Anton Pfalz als „Formenwucher“ bezeichnete.<sup>13</sup>

Wenn in einem sprachgeographisch noch zum Niederalemannischen zu rechnenden oberschwäbischen Dorf für „wir haben“ die Form „mir ham“ – oder noch häufiger inversiv „hammer“ – zu hören ist, so läßt sich dies zwar als Verschiebung gegenüber einem früheren Stand registrieren. Aber Verschiebung wohin? Gegenüber dem alten „*mir han*“ liegt die neue Form näher bei der Hochsprache. Aber dies braucht nicht die Stoßrichtung zu sein: der Zusammenhang mit dem bayrischen Allgäu ist außerordentlich eng und intensiv, und dort sind Formen mit *a* zu Hause. Das gleiche gilt aber auch für das schwäbische Gebiet im Norden; die schwäbisch-niederalemannische Grenze verläuft nicht allzu weit entfernt. Andererseits: Ist es überhaupt sinnvoll, angesichts der starken Mobilität und der Massenkommunikation in solchen Kategorien wellenförmiger Ausbreitung zu denken – ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß etwa die Stuttgarter Sprache im Hintergrund steht? Aber welche Stuttgarter Sprache? Dort stehen ja doch ganz verschiedene Formen nebeneinander, *ham*, *bent*, *habet* usw.,<sup>14</sup> vielleicht mit leicht verschiedener Valenz, im ganzen aber eher im kaum differenzierten Nebeneinander als Ausdruck des Formenwuchers, der die Unterscheidung usueller und okkasioneller Formen<sup>15</sup> verbietet. Eine Frage löst hier die andere aus, und Fragen, die das Problem einseitig in einer bestimmten Richtung akzentuieren, werden bezeichnenderweise angesichts solch komplizierter Fälle in sich fragwürdig: Ob es sich bei der angegebenen sprachlichen Äußerung etwa um „Umgangssprache“ oder um „Halbmundart“ nach der Unterscheidung Hennig Brinkmanns<sup>16</sup> handelt, läßt sich einfach nicht

<sup>13</sup> Festschrift Max H. Jellinek zum 29. Mai 1928 dargebracht, Wien und Leipzig 1928, S. 97–104.

<sup>14</sup> Vgl. Ulrich Engel: Die Auflösung der Mundart, in: Muttersprache, 71. Jg. 1961, S. 129–135; s. S. 132.

<sup>15</sup> Vgl. hierzu beispielsweise Peter von Polenz: Die alenburgische Sprachlandschaft. Tübingen 1954, S. 105.

<sup>16</sup> Hochsprache und Mundart, in: Wirkendes Wort, Sammelband I (Sprachwissenschaft), Düsseldorf 1962, S. 104–115; s. S. 112.

feststellen, da die Richtung der sprachlichen Bewegung nicht zu bestimmen ist. Schon ein einzelner konkreter Fall gesprochener Sprache – und es ist keineswegs ein konstruierter oder auch nur gesuchter Fall! – führt also zu dem Ergebnis, daß die räumliche Position nicht nur ein Merkmal unter anderen ist, sondern daß sie gewissermaßen in sich selber mehrdimensional ist.

2. Die damit verbundenen Schwierigkeiten wiederholen sich – in gesteigertem Maße noch – bei den Versuchen sozialer Bestimmung. Zur sozialen Kennzeichnung der Mundart werden seit langem Begriffe wie „Bauernsprache“ verwendet; als Hilfsbegriffe und Näherungswerte werden sie auch heute noch herangezogen.<sup>17</sup> Nun ignorierten solche Bezeichnungen auch schon beim undifferenzierten Gebrauch in der Vergangenheit die enormen sozialen Rangunterschiede, die sich hinter einem Wort wie „Bauer“ verbergen – die Skala reicht vom aristokratischen bis zum proletarischen Bauern. Aber in der Vergangenheit sprach doch vieles für eine derartige Kennzeichnung: Durch den Beruf wurde damals der ganze Lebenszuschnitt und die Lebensform geprägt; man könnte auch sagen: „Bauer“ war mehr als nur ein Beruf. Heute reden wir dagegen mit guten Gründen von einer *Berufsrolle*. Das ist nicht abschätzig gemeint; vielmehr trägt es der Tatsache gesteigerter sozialer Verflechtung Rechnung – es geht davon aus, daß jeder Einzelne neben dem Beruf auch noch andere Rollen innehat.

Robert Musil meditiert in seinem Roman einmal über das Problem des kollektiven Charakters<sup>18</sup>, und er geht daran, die Fiktion des angeblichen Volkscharakters in Segmente aufzulösen: „Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter...“ Ralf Dahrendorf zitiert diese Stelle und knüpft daran seine Konzeption des „Homo sociologicus“<sup>19</sup>, welche die für die gesellschaftliche ebenso wie für die psychologische Betrachtung des Menschen entscheidende Kategorie der „sozialen Rolle“ entwickelt. Allein schon die Tatsache, daß es sich dabei um

<sup>17</sup> Vgl. etwa Ulrich Engel: Schwäbische Mundart und Umgangssprache, in: Muttersprache, 72. Jg. 1962, S. 257–261.

<sup>18</sup> Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg 1952, S. 34f.

<sup>19</sup> 5. Aufl., Köln und Opladen 1965; vgl. S. 62.

eine soziologische Grundkategorie handelt, weist darauf hin, daß diese sich nicht leicht historisch eingrenzen und etwa nur für die Gegenwart reklamieren läßt. Aber es kann gezeigt und begründet werden, warum diese Kategorie heute mehr in den Vordergrund tritt als früher. Früher waren nämlich die verschiedenen Rollen sehr viel stärker homogenisiert, aufeinander abgestimmt – das ist gemeint, wenn wir etwa von einer bäuerlichen Lebensform sprechen! –; heute dagegen ist die Vielfalt und Divergenz der Rollen so groß geworden, daß sie sich nicht mehr leicht zu kristallisieren vermögen, daß sie nicht mehr zum *Status* gerinnen. Die Soziologie hat diesen Aufgliederungs- und Ausgliederungsprozeß an zahlreichen Beispielen dargestellt; sie hat nachdrücklich und überzeugend auf die Mehrdimensionalität und damit auch Relativität der sozialen Rangordnung hingewiesen, die vom Einkommen, vom Besitz, von der Arbeit, der Geburt und Herkunft, der Intelligenz, der Bildung, dem Beruf, der Moral und vielem anderen abhängig ist.

Man könnte nun zwar im Blick auf die Sprache einwenden, daß ja doch nicht alle Rollenelemente hier gleich wirksam seien, könnte also beispielsweise – und man hat das verschiedentlich versucht – den gordischen Knoten der Rollenvielfalt dadurch zerhauen, daß man die *Bildung* als die eine entscheidende Determinante herauslöst. Aber wiederum zeigt sich bei genauerem Zusehen, daß das ausschließliche Operieren mit dem Faktor Bildung zwar für frühere Epochen zu einigermaßen richtigen Beobachtungen führt;<sup>20</sup> dies hängt aber wiederum mit der weitgehenden Rollenharmonie zusammen, die heute nicht mehr gegeben ist – wir haben es allein schon mit ganz verschiedenen, kaum aneinander meßbaren Arten der Bildung zu tun. Aus all diesen Überlegungen ist die Konsequenz zu ziehen, daß sprachliche Äußerungen nicht primär als Ausdruck der sozialen Stellung, sondern eher als Folge einer bestimmten *Einstellung* zu sehen sind; nicht der Status begründet die Art des Sprechens, sondern die jeweilige Rolle.

Der Begriff der Rolle scheint mir dabei auch insofern angemessen zu sein, als er die Situation, den Partner und den Gesprächsgegenstand bereits einschließt. In dem Begriff kreuzen sich soziale, psychische und andere Determinanten. Es gibt den Rollenzwang und das Rollenspiel, das unbewußte und das bewußte Agieren. Und es gibt ein auf-

<sup>20</sup> Vgl. beispielsweise Ph. Wegener: Über deutsche Dialectforschung, in: Zs. f. dt. Philologie, 11. Bd. 1880, S. 450–480; s. S. 464f.



schlußreiches Wechselspiel zwischen Rolle und Sprache in dem Sinn, daß eine bestimmte Rolle eine bestimmte Sprachform hervorruft, daß aber umgekehrt eine bestimmte Sprachform eine bestimmte Rolle signalisiert – d. h., die Sprechweise ist selber ein Faktor in der komplizierten Prestigeskala. Jedenfalls scheint für eine Untersuchung der gesprochenen Sprache nicht eine Typologie der Status notwendig zu sein, sondern eine Typologie der Rollen, auch wenn dies eine sehr viel stärkere Segmentierung, ein Operieren mit sehr viel mehr Variablen verlangt.

3. Der Verfasser einer im fränkischen Württemberg durchgeführten sprachlichen Ortsuntersuchung<sup>21</sup> schlug kürzlich vor, bei der Beschreibung sprachlicher Veränderungen eher mit dem Begriff „Anpassungsbereitschaft“ als mit dem „Nachahmungstrieb“ zu operieren. Dies ist nicht etwa nur eine begriffliche Schärfung oder eine Verlagerung der methodischen Perspektive; hier ist vielmehr ein ganz anderes Bild anvisiert, ein ganz anderer Vorgang gemeint: Walter Meister knüpft seine Forderung an die Beobachtung, daß die „soziale Expansion“ im Wachsen begriffen und daß eine immer größer werdende „Offenheit gegenüber von außen wirkenden Einflüssen“ zu registrieren ist.

Wo sich die örtliche Sprache durch den mehr oder weniger blinden Nachahmungstrieb realisiert, sind ein relativ geschlossener Horizont und eine einheitliche Norm Voraussetzung. Eben dies ist aber nicht mehr der Fall. Der *Horizont* hat sich weit geöffnet; die vielen und verschiedenartigen Bewegungen – horizontale und vertikale, räumliche und soziale, physische und geistige – die man in dem Stichwort „Mobilität“ zusammenfaßt, führen über den einstmals wenn nicht geschlossenen, so doch geschlossener gewesenen Horizont hinaus. Der Begriff der *Norm* ist in der Rechtssoziologie eng verknüpft mit dem Gegenbegriff *Sanktion*; erst die Anwendung von Sanktionen bei Verstößen macht die vorher höchstens latent vorhandene Norm offenkundig – erst Sanktion schafft die Norm.<sup>22</sup> Dabei wird die Norm entweder von der eng verflochtenen Gesamtheit einer Gruppe garantiert – dies ist der Zustand der *Sitte*; oder die Sanktionen werden

<sup>21</sup> Walter Meister: Die Mundart in Veränderung und Beharrung, dargestellt an drei Tonbandaufnahmen der ostfränkischen Mundart von Zweiflingen und Neuenstein im Kreis Öhringen. Mschr. Zulassungsarbeit. Tübingen 1966, S. 291f.

<sup>22</sup> Vgl. hierzu beispielsweise Theodor Geiger: Vorstudien zu einer Soziologie der Rechts (= Soziologische Texte 20.). Neuwied 1964.

von einer besonderen Instanz verhängt – dies ist der Zustand des *Rechts*. Beide Stadien lassen sich auch an der Sprache ablesen: Im Zustand ungebrochener Sprach-Sitte werden Abweichungen stellvertretend für die Gesamtheit von jedem Gruppenmitglied sanktioniert; das heißt praktisch, daß derjenige, der im ‚alten Dorf‘ (wenn diese zwangsläufig unscharfe Bezeichnung erlaubt ist) von der Mundart abwich, ohne dazu dank seiner sozialen Stellung legitimiert zu sein, mindestens mit Prestigeverlusten zu rechnen hatte. Und im Zustand ausgeprägten Sprach-Rechts gibt es Instanzen, welche die Richtigkeit der Sprache mit Hilfe von – positiven und negativen – Sanktionen überwachen; dazu gehört das Wirken jeder Art sprachpflegerischer Institution, angefangen von der Schule. Das bedeutet also: Sowohl der örtliche Dialekt wie die Hochsprache sind normiert; beide wurden oder werden von Sanktionen gestützt. Für die Zwischenbereiche dagegen spielt die Sanktionierung keine Rolle.

Wir könnten auch sagen: sie spielt *nur* eine Rolle. An die Stelle mehr oder weniger fester Normen sind variable ‚*Rollenerwartungen*‘ getreten. Die Sprache kann sogar – gerade wegen der unfesten, veränderlichen Verhältnisse – ein wichtiges Rollenindiz sein. Karl Valentin läßt in einem seiner Monologe<sup>23</sup> die Gattin eines Münchner Großkaufmanns „aus der goldenen Inflationszeit 1919“ auftreten und zunächst stolz verkünden, daß sie und ihr Mann sich alles kaufen könne, „daß ’s zwischen der Burgoassi und uns koan Unterschied gibt“. Dann aber steckt sie zurück und verrät die wunde Stelle: „Bloß ’s Maü wenn ma aufmacha, dann san ma verlorn, dann haut’s uns naus aus der Rolln, zwega der Haidhauser Grammatik.“ Die neu-reiche Großkaufmannsgattin befindet sich also an der Schwelle zwischen Normsprache und Rollensprache; genauer gesagt: sie kommt von der Norm ihres heimatlichen Dialekts nicht los, obwohl in ihrer neuen Umgebung andere sprachliche Erwartungen an sie herangetragen werden. Man könnte gerade angesichts eines solchen Beispiels versucht sein, den Unterschied zu relativieren; tatsächlich scheint ja auch hier die Rollenerwartung so zwingend zu sein, daß die Frau, wie sie gleich anschließend verkündet, ihren Mann zu Anstandskursen schickt – aber der Unterschied liegt gerade in der Erlernbarkeit und der Veränderlichkeit. Der Maßstab, mag er in besonderen Fällen auch mit der alten Strenge angelegt werden, ist jedenfalls kompliziert und multipliziert.

<sup>23</sup> Monologe. München 1966, S. 10.

4. Unter dem Aspekt der Norm rücken Mundart und Hochsprache zusammen; und daran schließt sich eine zweite Feststellung an, die ebenfalls beide verbindet. Nicht nur die Hochsprache, sondern auch die Mundart gilt „als Vollsprache, als ein in seiner Art vollständiges und zureichendes Bedeutungsgefüge“.<sup>24</sup> Diese Feststellung steht unausgesprochen hinter der negativen Einschätzung des Zwitters „Umgangssprache“, die in den Höhen literarischer Kritik<sup>25</sup> ebenso zu Hause ist wie in der wissenschaftlichen Sprachbetrachtung. Allerdings kann man sich bei unbefangener Überprüfung der Urteile des Eindrucks nicht erwehren, daß auch die ostentative Abwertung der „sozialisierten Halbbildung“,<sup>26</sup> daß soziale und andere Ressentiments dabei eine Rolle spielen: „So bekam unsere Umgangssprache jene in weiten Strecken verdächtige Ähnlichkeit mit dem Jargon, d. h. der grundsätzlich ungepflegten Sprechweise der Pflastertreter, und dem Rotwelschen, dessen Wortschatz ihr in den Kneipen der Vororte, in den Kasernen und im Verlauf der Emanzipation unserer deutschen Juden reichlich zuflöß.“<sup>27</sup>

Der Gedanke der „*Vollsprache*“ ist sicher weitgehend richtig; allerdings bezieht sich dieses Urteil auf die Sprache als Ganzes, als *langue*, nicht als individuelles Vermögen. Faßt man dieses ins Auge, so wird man sagen müssen, daß zwar die Mundart in ihrem begrenzten Umkreis dem Sprecher das sichere Gefühl der sprachlichen Beherrschung seiner Welt gibt und eben dadurch auch das „Begleitgefühl der Geborgenheit“<sup>28</sup> vermittelt, daß aber derjenige, der sich der sprachlichen Zwischenformen bedient, nichts anderes versucht als der Mundartsprecher: nämlich seine Welt sprachlich zu meistern. Da er sich dabei aber an keiner festen Norm orientieren kann und da

<sup>24</sup> Ulrich Engel: Schwäbische Mundart und Umgangssprache, in: Muttersprache, 72. Jg. 1962, S. 257–261; s. S. 260.

<sup>25</sup> Karl Kraus: „Umgangssprache entsteht, wenn sie mit der Sprache nur so umgehen; wenn sie sie wie das Gesetz umgehen; wie den Feind umgehen; wenn sie umgehend antworten, ohne gefragt zu sein. Ich möchte mit ihr nicht Umgang haben; ich möchte von ihr Umgang nehmen; die mir tags wie ein Rad im Kopf umgeht; und nachts als Gespenst umgeht.“ Auswahl aus dem Werk. Frankfurt 1961, S. 253.

<sup>26</sup> Theodor W. Adorno: Theorie der Halbbildung, in: Soziologie und moderne Gesellschaft. Stuttgart 1959, S. 169–191; s. S. 169.

<sup>27</sup> Lutz Mackensen: Die deutsche Sprache unserer Zeit. Heidelberg 1956, S. 44. Es muß ausdrücklich hinzugefügt werden, daß Mackensens Untersuchung sehr gute Einzelangaben zum Bereich der Umgangssprache bringt.

<sup>28</sup> Jost Trier: Alltagssprache, in: Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert. Göttingen 1966, S. 110–133; s. S. 121.

seine Welt sehr viel unübersichtlicher und komplizierter geworden ist, gelingt ihm das nicht in gleichem Maße. Dabei lassen sich eine Reihe häufig wiederkehrender sprachlicher Verwerfungen und Ausweichtaktiken beobachten, von denen hier kein vollständiger Katalog gegeben werden kann, die aber doch wenigstens angedeutet werden sollen.

Klaus Baumgärtner stellte in seiner Untersuchung der Leipziger Umgangssprache die „situationsökonomischen lexikalischen Verallgemeinerungen“ heraus,<sup>29</sup> also die Reduktion der Sprache auf einzelne Allerweltswörter wie „Ding“ oder „machen“, die jedoch durch die Situation verständlich werden. In den gleichen Zusammenhang gehört die unvollständige, in einem allgemeinen Sinn ‚*elliptische*‘ Rede, für die Heinz Zimmermann illustrative Beispiele gegeben hat.<sup>30</sup> Sowohl Baumgärtner wie Zimmermann haben Fälle im Auge, in denen das Verständnis des Gesprochenen nicht synsemantisch hergestellt wird, sondern durch das „sympraktische Umfeld“ im Sinne der Sprachtheorie Karl Bühlers.<sup>31</sup> Zimmermann betont die „Einheit von Sprecher, Hörer, Gesprächssituation und Rede“, von welcher „der hörbare Teil des Gesprächs nur ein Ausschnitt“ ist;<sup>32</sup> das elliptische Reden hat in seinen Beispielen stets eine Art Zeigefunktion, es wird instrumental oder situativ ergänzt.

Es liegt aber auf der Hand, daß die „lexikalischen Verallgemeinerungen“ gerade auch in Situationen gebraucht werden, die nicht voll durchschaut werden: der Sprachwissenschaftler, der eine Autopanne hat, sieht sich vielfach auch auf Vokabeln wie „Ding“ und „machen“ zurückgeworfen. Vor allem aber werden die Verallgemeinerungen und das ‚*elliptische*‘ Sprechen in zunehmendem Maße auch in abstraktere Zusammenhänge übernommen, in denen es keine oder nur geringe Erklärungshilfen durch die Situation gibt. Die Figuren abkürzender Rede stehen dann zwischen Ellipse, Anakoluth und Aposiopese, ohne die positiven Möglichkeiten dieser Stilfiguren auszunützen; die unvollständige Rede ist ein Zeichen der unvollständigen Bewältigung eines Sachverhalts, des sprachlichen Anrennens gegen eine schwierige sachliche Situation. Dies ist für die

<sup>29</sup> Zur Syntax der Umgangssprache in Leipzig. Berlin 1959, S. 109 passim.

<sup>30</sup> Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs. Syntaktische Studien zur basel-deutschen Umgangssprache. Bern 1965, S. 17–24 passim.

<sup>31</sup> Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktionen der Sprache. 2. Aufl., Stuttgart 1965, S. 154–168 (Dankenswerter Diskussionshinweis von Gerold Ungeheuer).

<sup>32</sup> Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs, S. 12.

Sprache eines Jürgen von Manger<sup>33</sup> charakteristischer als irgendwelche Kalauer, und darin trifft er sehr genau einen Wesenszug des sprachlichen Zwischenbereichs, den man als Umgangssprache umschreibt; Manger spielt nicht den Ausnahmefall; er ist auch nicht Raffke, nicht „Parvenü“,<sup>34</sup> sondern eine Durchschnittserscheinung.<sup>35</sup>

Bei der Beobachtung der lautlichen Veränderungen ist man zu dem übereinstimmenden Urteil gekommen, daß die Änderungen sich in erster Linie an auffallenden Erscheinungen orientieren. Das bedeutet, daß die „*primären Merkmale*“ der Mundarten zurücktreten, daß sich dagegen die *sekundären* vielfach auch im umgangssprachlichen Bereich erhalten.<sup>36</sup> Die Problematik der auf Schirmunskis Forschungen<sup>37</sup> zurückgehenden Begriffe primärer und sekundärer Sprachkriterien – manchmal scheinen sie in einem Zirkelschluß festgelegt! – kann hier nicht erörtert werden. Tatsächlich orientiert sich die Anpassung im allgemeinen an den auffallenden lautlichen Erscheinungen, übertreibt wohl auch hier und da, so daß hyperkorrekte Formen nicht nur als die Leitfossilien historischer Wandlungen,<sup>38</sup> sondern auch als die Indizien gegenwärtiger Veränderungen betrachtet werden können.

Wo das Sprechbare einzelner Sprecher nicht nur aus isolierten Texten erschlossen wird, sondern über einen längeren Zeitraum weg und in verschiedenen Situationen beobachtet wird, lassen sich zwei verschiedene „*Integrationstypen*“ unterscheiden, deren Verhalten schematisch skizziert werden kann:

Im einen Fall sucht der Sprecher die neu auftauchenden Situationen dadurch zu bewältigen, daß er die gesamten ihm möglichen Sprechrollen verlagert; er verschiebt gewissermaßen seine sprachliche Welt und entfernt sie aus dem Bereich der Mundart, rückt sie ein Stück

<sup>33</sup> Vgl. die ausgezeichnete Charakteristik von Joachim Stave: Der Ruhrdeutsche (= Das Sprachbarometer 68), in: Muttersprache, 74. Jg. 1964, S. 272–281.

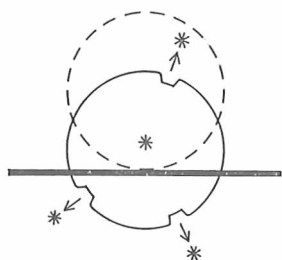
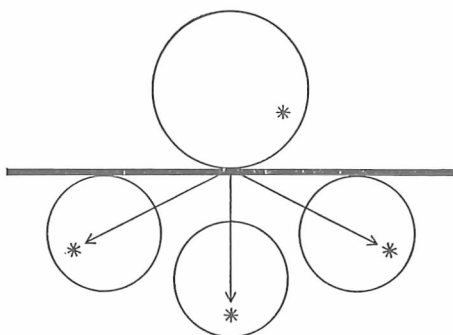
<sup>34</sup> Vgl. Ulrich Engel: Mundart und Umgangssprache in Württemberg. Beiträge zur Sprachsoziologie der Gegenwart. Mschr. Diss. Tübingen 1954, S. 333–341.

<sup>35</sup> Verf.: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961, S. 164f.

<sup>36</sup> Vgl. Hugo Moser: „Umgangssprache.“ Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen, in: Zs. f. Maf. XXVII. Jg. 1960, S. 215–232; s. S. 221.

<sup>37</sup> Viktor Schirmunski: Sprachgeschichte und Siedelungsmundarten, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift, 18. Jg. 1930, S. 113–122 und 171–188.

<sup>38</sup> Vgl. hierzu: Vorarbeiten und Studien zur Vertiefung der südwestdeutschen Sprachgeschichte. Von Werner Besch, Wolfgang Kläiber, Friedrich Maurer, Gerhard Meissburger und Horst Singer. Hrsg. von Friedrich Maurer. Freiburg 1965, S. 27f., 115f. passim.

a) *Rollenverlagerung*:b) *Rollenwechsel*:

über den vorher vorhandenen Horizont hinaus. Da er aber mit der neuen Geschlossenheit doch nicht alle Gegenstände und alle Situationen erreicht, da der gewissermaßen selbstdekretierte Horizont keine Entsprechung im außersprachlichen Bereich findet, besteht die Gefahr der Deformierung des sprachlichen Ganzen, die sich beispielsweise in einem Übermaß von Ellipsen ausdrücken kann. Insgesamt ist der Typus dieser versuchten *Rollenverlagerung* aber der einfacher zu verwirklichende; der *Rollenwechsel* setzt ein Springen nicht nur von einem Gegenstand zu einem anderen, weit entfernten – das fordert die Situation heute ganz allgemein –, sondern auch von einer Form der Sprache zu einer ganz anderen voraus. Die Schwierigkeit, die geistige Anstrengung dieses Rollenwechsels erklärt es, warum wir heute nicht ganz selten nahezu reine Mundart eher bei relativ Gebildeten antreffen als bei geistig Unbeweglichen; für diese Mundartsprecher ist dies nur eine Möglichkeit, eine sprachliche Rolle, während die weniger Beweglichen, denen der Rollenwechsel verwehrt ist, sich eben deshalb von der Mundart entfernen müssen. Freilich sind dies überwiegend hypothetische Feststellungen, die aber immerhin dazu beitragen könnten, daß das sprachliche Verhalten unter diesem Aspekt untersucht wird; Unterschiede des Geschlechts und der Generation wirken sich höchstwahrscheinlich auch hierin aus.

5. Ein spezieller Fall unter den Versuchen des Sichzurechtfindens in der komplizierter gewordenen sachlichen und sprachlichen Vielfalt ist der Gebrauch des *Jargons*. Man hat bei der Untersuchung der

Umgangssprache immer wieder sein Heil in der terminologischen Abschirmung gegen den Jargon gesucht. Diese Abgrenzung ist vielleicht – freilich keineswegs absolut – historisch möglich; dagegen ist für die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit die lebhafteste Durchdringung von Jargon und Umgangsrede ein charakteristisches Kennzeichen – diese Durchdringung scheint sinnvoll und notwendig zu sein.

Dies wird deutlich, wenn wir einmal nicht nach den Mängeln und ‚Charakterfehlern‘ des Jargons fragen, sondern nach seiner Leistung. In der heutigen sprachlichen Situation ist davon auszugehen, daß die Operationsbasis fast aller Sprecher wesentlich weiter geworden ist; dadurch treten ihnen die Gegenstände nicht mehr in gestufter und sinnvoller Ordnung entgegen; die Intensität des jeweiligen gegenständlichen Vorwurfs ist geringer geworden; die Gegenstände sind oft alle gleich gültig – wir können auch sagen: gleichgültig. Der Jargon ist ein Versuch der Sprecher, die Langeweile und Gleichgültigkeit zu durchbrechen, das Nichtssagende der Rede – freilich oft mit grellen Plakateffekten – aufzuputzen.

Dabei ist daran zu denken, daß die Sprache verspätet ist gegenüber der Realität, daß sie geformt wurde durch die Lebensbedingungen der Vergangenheit. Wie jede kulturelle Erscheinung weist auch die Sprache ein „cultural lag“ oder „time lag“<sup>39</sup> auf; der Jargon ist demgegenüber ein Vorstoß, ein Versuch, die Verspätung im Sprung zu überwinden. Es ist beachtenswert, daß sich der Jargon vor allem dort entfaltet, wo die traditionellere Sprache den Nuancierungen der Wirklichkeit nicht gerecht wird, so etwa auf dem weiten Feld technisch bedingter Verhaltensweisen. Es sei nur daran erinnert, wie fein differenziert die herkömmliche Sprache die verschiedenen Arten des *Gebens* behandelt, wie pauschal sie dagegen mit dem Vorgang des *Fabrens* umgeht – in solchen Situationen und Bereichen hilft der Jargon zu einer genaueren, wenn auch manchmal salopp kostümierten Differenzierung.

Eine weitere Funktion des Jargons kann in einem Gruppierungseffekt gesehen werden, der von den sprachlichen Sonderformen ausgeht. Fast möchte man sagen: Nachdem sich Gruppen rein lautlich nicht mehr dokumentieren können, weil allenthalben Übergänge in der Lautung praktiziert werden, wird die Gruppierungstendenz lexikalisch fundiert. In kleineren Gruppen dient der Jargon oft auch der

<sup>39</sup> William F. Ogburn hat diese Begriffe in die Kulturosoziologie eingeführt.

Verschlüsselung und dokumentiert so die enge Bindung, ja geradezu den Geheimcharakter der Gruppe; freilich wird er oft gleichzeitig plakathaft nach außen gerichtet. Der Übergang vom verfremdenden – und befremdenden – Plakatwort zum modischen Stereotyp, der zum lebendigen Prozeß der Sprache gehört, vollzieht sich verhältnismäßig schnell; die Alltagssprache ist in der Tat „neuigkeitslüstern“,<sup>40</sup> aber sie schmelzt die modischen Neuheiten auch sehr schnell ein im Tiegel der Konventionen.

George Bernard Shaw hat diesen Prozeß der Einschmelzung, ja unmittelbar den Sprung vom Jargon zur Konversationssprache in seinem Drama „Pygmalion“ ironisch dargestellt: Das Blumenmädchen Eliza erweist sich zwar vordergründig als gelehrige Schülerin ihrer gesellschaftlichen und sprachlichen Erzieher; aber in der Emotion brechen dann doch die alten Slangworte, die bloody expressions wieder hervor. Da aber geschieht das Erstaunliche: die junge Dame wird nicht etwa sofort gesellschaftlich geächtet; zumindest ein Teil der vornehmen Gesellschaft ist vielmehr entzückt von der Originalität und Substanz ihrer Ausdrücke – ihre Sprechweise wird als „the new small talk“, als neuer Verkehrs- und Plauderton, als neuer Konversationsstil betrachtet.<sup>41</sup>

6. In diesem Beispiel wird zudem eine Richtungsänderung deutlich, die sicherlich ihre allgemeinere Bedeutung hat und deshalb noch kurz ins Auge zu fassen ist. Anpassung ist ein Prozeß, der sich nicht nur mit dem Blick nach oben, sondern auch mit dem Blick nach unten vollziehen kann – von der unauffälligen Angleichung über betonte Kameraderie bis zu eitler Herablassung gibt es die verschiedensten Stufen und Spielarten. Dies drückt sich auch im sprachlichen Verhalten aus, wird aber einerseits komplizierter, andererseits interessanter und wesentlicher dadurch, daß die Anpassung nicht nur unmittelbar an den Gesprächspartner erfolgen kann, sondern auch an bestimmte Formen der Sprache; und speziell in diesem Fall wird die Verlagerung nach unten nicht ganz selten usuell.

Die Einstellung auf den Dialekt ist heute so häufig und manchmal so ausgeprägt, daß man geradezu von „*Dialektismus*“ reden könnte in Anlehnung an den kultursoziologisch-volkskundlichen Begriff des

<sup>40</sup> Jost Trier: Alltagssprache, S. 123.

<sup>41</sup> Vgl. Verf.: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961, S. 170f.



„Folklorismus“,<sup>42</sup> der den mehr oder weniger bewußten Rückgriff auf wirkliche oder vorgebliche Elemente der Volkskultur bezeichnet. Der Dialektismus weist verschiedene Seiten auf. Da ist zunächst der kommerzielle Aspekt; für die Zigarettensmarke Livland wird mit dem Slogan geworben: „Dieser Geschmack ist so ursprünglich wie ein Dialekt.“ Hier klingt bereits das ideologische Moment an, das dem Dialektismus Heimatrechte in vielen Festreden gibt, wo die Dialektpartien dann häufig als auffällige Montageeffekte erscheinen. Nur scheinbar steht damit die modische Wirkung in Widerspruch – die Werbung „Trachtenlook – genau im Modetrend“ könnte in bezug auf den Dialekt ihre Entsprechung finden. Am Rande sei erwähnt, daß auch der Teil der dialektologischen Feldforscher, der jede Ortsmundart seines Gebiets simulieren zu können glaubt, dem Dialektismus nicht fernsteht.

Während aber diese Beispiele ziemlich eindeutig zur kritischen Betrachtung und Distanzierung aufrufen, gibt es auch Perspektiven des Dialektismus, die eine einfache Abwertung verbieten.<sup>43</sup> Dazu gehört etwa der Zusammenhang mit dem beschriebenen Rollenwechsel, bei dem die Mundart zwangsläufig nicht mehr elementarer Ausdruck der Übereinstimmung umhегter Welt und Sprache ist, sondern eine mehr oder weniger frei gewählte Möglichkeit der Rede. Es ist aber auch zu erinnern an Mundartbewegungen großen Stils, die zunächst in sentimentalischer Bewußtheit begannen, die aber bald in naive Selbstverständlichkeit übergingen – man denke an die Befestigung und Ausbreitung des Schweizerdeutschen während der letzten Jahrzehnte.<sup>44</sup> Man hat es hier gewissermaßen mit einer „Reaktionsartikulation“<sup>45</sup> großen Stils zu tun, die aber ihre zahlreichen kleinmaßstäblichen Entsprechungen auch im übrigen deutschen Sprachgebiet hat. Wo die Dialektismen sich ausbreiten und usuell werden, verlieren sich mitunter die Indizien, die zunächst den besonderen Hintergrund ausweisen – etwa der demonstrative Ge-

<sup>42</sup> Zuerst ausführlich erörtert von Hans Moser: Vom Folklorismus in unserer Zeit, in: Zs. f. Völkde., 58. Jg. 1962, S. 177–209; seither verschiedentlich in volkskundlichen Publikationen diskutiert.

<sup>43</sup> Vgl. Verf.: Zur Kritik der Folklorismuskritik, in: Populus Revisus (= Volksleben Bd. 13). Tübingen 1966, S. 61–75.

<sup>44</sup> Paul Zinsli: Hochsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz, in: Der Deutschunterricht, 8. Jg. 1956, Heft 2, S. 61–72.

<sup>45</sup> Der Begriff wurde von Meyer-Lübke und auch Frings zur Erklärung von divergierenden Lautverschiebungen in benachbarten Gebieten verwendet. Vgl. Zs. f. Maf. 1921, S. 10.

brauch der primären Merkmale. Dann reicht die äußere Beschreibung der gesprochenen Form nicht mehr aus; vielmehr sollten auch die psychischen und sozialen Hintergründe des Sekundärdialekts aufgedeckt werden.

Überblickt man die zahlreichen, hier nur in einigen knappen Durchblicken angedeuteten Probleme der heute gesprochenen Sprache, so ergibt sich daraus eine Reihe allgemeinerer methodischer Folgerungen, die freilich wiederum nur ganz knapp in drei Punkten skizziert werden sollen:

I. Die neuerdings in Gang gekommene Auseinandersetzung zwischen inhaltsbezogener und strukturalistischer Sprachbetrachtung hat zunächst die Differenzen zwischen beiden Zugängen zur Sprache deutlich markiert, dann aber doch auch die tiefgreifende Gemeinsamkeit aufgedeckt. Diese Gemeinsamkeit hat einen Aspekt, der in unserem Zusammenhang von Wichtigkeit ist: *Beide* Betrachtungsweisen und Verfahren orientieren sich an einem ganzheitlichen Begriff von Sprache – ob diese Ganzheit nun in ihrer Struktur oder in der Verflechtung der inhaltlichen Funktionen gesucht wird. Von diesem ganzheitlichen Entwurf, an dem letztlich der Begriff der Sprache hängt, kann und soll nichts abgehandelt werden. Doch muß auf die Gefahr hingewiesen werden, daß er den Blick auf analytische Prozesse, den Blick für *das Nicht-Ganzheitliche* verstellt.

Die soziologische Diskussion um die funktionale Theorie, in welcher der Vorwurf eine zentrale Rolle spielt, daß alle Strukturbetrachtung zwangsläufig zur Statik neige und dynamische Elemente höchstens akzeptiere, um sie sofort wieder in Statik aufzulösen – diese Diskussion sollte auch vor der Sprachsoziologie nicht haltmachen. Daß Sprachsoziologie im weitesten Sinne nötig ist, erweist jeder unbefangene Blick auf die wirre Vielfalt des sprachlichen Lebens in der Gegenwart. Die allzu strenge Begrenzung der Sprachwissenschaft droht ihren Gegenstand, indem sie ihn immer beschreibbarer macht, immer mehr aus seinen realen Verankerungen zu entfernen; das ganzheitliche Bild von „Sprachen“ verschiedensten Umfangs und verschiedenster Ebenen darf den Blick auf den partiellen Charakter und auf die außersprachlichen Bedingungen des Sprechens nicht verstellen.

II. Wer die heutigen sprachlichen Verhältnisse untersucht, gerät in ein Feld von Übergängen, Ausgriffen, Zwischenformen, Unsicher-

heiten. Die Frage stellt sich, wo in dieser Situation vernünftigerweise Beobachtung und Analyse anzusetzen haben. Eine wichtige Antwort auf diese Frage scheint mir zu sein: Gerade weil die örtlichen Horizonte auch in sprachlicher Hinsicht zerfallen sind, sollte *der einzelne Ort* den Ansatzpunkt für sprachliche Untersuchungen liefern. Wo in ruhigeren Verhältnissen noch eine verlässliche Repräsentanz in jeder sprachlichen Äußerung lag und deshalb auf Grund verhältnismäßig weniger Erhebungen Ortsgrammatiken gefertigt werden konnten, dort müßten heute umfangreichere und von vornherein differenzierte Erhebungen ansetzen, die möglichst viele Sprecher in möglichst vielen sprachlichen Situationen zu erfassen suchen. Erforderlich ist eine neue Art von Ortsmonographien, die in mancher Hinsicht auf ältere Ansätze<sup>46</sup> zurückgreifen kann.

Im übrigen – dies gilt sowohl für derartige Orts- wie für andere Untersuchungen – erlaubt die mangelnde Repräsentanz der einzelnen sprachlichen Äußerung nur zwei Möglichkeiten: Entweder jede einzelne Äußerung muß aufs sorgfältigste *interpretiert* werden, oder aber eine so große Zahl von Belegen muß zugrunde gelegt werden, daß *quantifizierende*, statistische Methoden eine verlässliche Faktorenanalyse ermöglichen.

III. Zu einer derartigen Statistik wie zu jeder anderen differenzierten Untersuchung gesprochener Sprache bedarf es der Angabe genauer und ‚*mehrdimensionaler*‘ Daten. Beruf, Bildungsgrad, Alter, Geschlecht, Herkunft und andere Merkmale des Sprechers sollten bekannt sein und festgehalten werden; in solche Aufzeichnungen sollte – zugespitzt gesagt – möglichst viel von der Biographie des Sprechers eingehen. Dazu müßten aber auch präzise Angaben über den Gesprächspartner, die Gesprächssituation und schließlich das Gesprochene treten – eben weil es sich bei den einzelnen Äußerungen im allgemeinen nicht um Aussagen handelt, die ohne Schwierigkeit einer bestimmten Art von „-sprache“ zugeordnet werden können. Jegliche Äußerung manifestiert sich in einem Vor-Feld; die jeweils angenommene Sprachrolle – noch einmal: das Übernehmen einer Rolle ist hier nicht ausschließlich als bewußter und absichtlicher spielerischer Prozeß gemeint! – ist durch einen Komplex von Deter-

<sup>46</sup> Hier darf an Gauchat erinnert werden, vor allem aber auch an die leider nur zum Teil publizierte Dissertation von Friedrich Stroh: Probleme neuerer Mundartforschung. Beobachtungen und Bemerkungen zu einer Darstellung der Mundart von Naunstadt (Taunus). Gießen 1928.

minanten charakterisiert, die zwar nicht kausal voneinander abhängig sind, sich aber gegenseitig bedingen.

Das unten abgebildete Schema versucht die wichtigsten dieser Determinanten zu ordnen. Reflektiert man von diesem Feld auf die verschiedenen sprachlichen Erscheinungsformen, so wird deutlich, daß sie sich wenigstens graduell dem Vorfeld zuweisen lassen: Für die Lautformen ist der räumliche Aspekt beherrschend, danach in abnehmendem Maße der soziale, der psychologische usw. – Für die Wortwahl ist primär die Intention entscheidend; danach, in abnehmendem Maß, die Funktion des Gesprächs, der psychologische, soziale und räumliche Aspekt. Der Stil hat sein Orientierungszentrum im Psychologischen, auch Funktion und Sozialrolle sind wichtig, weniger dagegen der räumliche und intentionale Aspekt.

räumlich	sozial	psycholog.	funktional	intentional
lokal	familiär	affektiv	instrumental	zuhanden
überlokal (benachbart)	bekannt („mittlere Distanz“)	sachlich emotional	berichtend erzählend	fachlich kommunikativ
regional	distanziert			
(national)	fremd	reflexiv	diskutierend	kulturell

### *Vor-Feld sprachlicher Äußerungen*

Interdependenzen

Rollen-Determinanten

Jede der angedeuteten Reihen könnte diskutiert und wohl auch modifiziert werden; doch kommt es hier zunächst nur auf die grundsätzliche Richtung der Überlegungen an: Einmal vermeidet dieses Schema das Dilemma der meisten Einteilungsversuche zur gesprochenen Sprache, daß nämlich einzelne „Sprachen“ durch die direkte Verbindung mit außersprachlichen Gegebenheiten definiert werden, während in Wirklichkeit das Sprechen jeweils von einer

komplizierten Mischung außersprachlicher Daten beeinflusst wird und der einzelne Sprecher diesen außersprachlichen Daten keineswegs fest zugeordnet werden kann. Zum anderen: Für die Rollendeterminanten scheinen bestimmte, ineinander übergehende Grade der Distanz und der Abstraktion maßgebend zu sein, die in einzelnen Reihen geordnet werden können – nach dem äußeren Horizont, im Blick auf die soziale Distanz, die innere Distanz, die Direktheit oder Mittelbarkeit der Zwecke und den geistigen Abstraktionsgrad.

Es handelt sich bei der schematischen Aufzeichnung dieses Vorfeldes nicht um einen Vorschlag für die praktische Segmentierung bei der Auswertung von Texten, eher um eine Vorüberlegung dazu. Sie mag noch einmal verdeutlichen, daß die herkömmlichen Methoden der Auswertung in diesem komplexen Bezirk nicht ausreichen. Es hat den Anschein, daß für die Erforschung gesprochener Sprache die traditionelle Mundartforschung nur ein Partner unter anderen sein kann, und daß daneben von oft überraschender Seite Hilfe erwartet werden darf: So ist etwa manches Ergebnis der Zweisprachigkeitsforschung<sup>47</sup> auch auf die normalen Sprachverhältnisse übertragbar, sobald man diese nicht im Lichte der einen umfassenden Sprache, sondern unter den Brechungen zahlloser sprachlicher Einflüsse sieht; und manche ordnende Sichtung gesprochener Sprache ist schon in Untersuchungen zur dramatischen Rede<sup>48</sup> vorweggenommen worden. Aber auch diese Anregungen müssen erst noch geprüft und umgesetzt, müssen vor allem auch an den empirischen Ergebnissen zur gesprochenen Sprache gemessen werden.

<sup>47</sup> Vgl. vor allem Uriel Weinreich: *Languages in Contact*, 2. Aufl., Den Haag 1963.

<sup>48</sup> Vgl. beispielsweise Otto Görner: *Vom Memorabile zur Schicksalstragödie* (= *Neue Forschung* 12). Berlin 1931, S. 82.